

Ist die Kirche noch zu retten?

Für einen fundamentalen ekklesiologischen Paradigmenwechsel

Während eine Sozialgestalt von Kirche immer mehr vergeht, entsteht eine neue. In ihr sammeln sich Menschen, die ihren Glauben nicht ererbt, sondern gesucht und gefunden haben. In Kleinen Christlichen Gemeinschaften leben sie miteinander diesen Glauben.

Eine sorgenvolle Frage

Ist die Kirche noch zu retten? Natürlich nicht. Sie muss nicht von uns gerettet werden. Das ist eigentlich klar, denn es gibt nur einen Retter, Jesus Christus, und der hat uns schon gerettet: Als Gemeinschaft der Erlösten sind wir bleibend Seine Kirche. Er ist bleibender Hirte – Er hat die Verantwortung nicht einfach abgegeben an uns: Hirten, Christinnen und Christen, Pastoralämter oder Diözesen. Von daher stellt sich also die Frage nicht.

Auch aus einem anderen Grund fühlt sich die Frage falsch an: Die Kirche ist ja nicht das Ziel der Wege Gottes, sondern die Gemeinschaft der Menschen in der lebenssprühenden Ewigkeit Gottes. Von diesem Blick auf die ursprünglich durch Christi Erlösungstat zuallererst geborene Gemeinschaft der Kirche und die eschatologisch angezielte Einheit der Menschen in Christus wird unsere Fragestellung relativiert.

Damit ist sie aber nicht ganz bedeutungslos. Kirche ist ja Vorgeschmack des Reiches Gottes, Zeichen und Werkzeug für diese heilstiftende Wirklichkeit Gottes in Jesus Christus. Sie hat also einen wichtigen Dienst an der Menschheit zu tun, sie ist gesandt und in dieser Zeit ein wichtiges Instrument göttlicher Sendung.

Dass dieses Instrument in einer epochalen Krise steckt, das rechtfertigt die Fragestellung dann aber doch. Sie ist gewissermaßen eine soziologische Frage: Aufgrund der Erfahrungen und Beobachtungen eines tief greifenden Wandels des Gefüges unseres Christseins fragen wir nach der Zukunft. Von daher ergibt sich als erste Aufgabe, noch einmal genauer die durchaus ambivalente Situation unserer Kirche zu bedenken und genau hinzuschauen.

Wahrnehmungen eines Übergangs

Ist denn unsere Kirche überhaupt in einer Krise? Mit Blick auf engagierte GemeindechristInnen könnte man dies auch in Frage stellen – inmitten unserer rituellen Kirchenklagen: Hat es denn schon je einmal so viele Gläubige in unseren Gemeinden gegeben, die sich bewusst und aus ei-

ner persönlichen spirituellen Verwurzelung kirchlich engagieren? Dennoch gilt auch eine zeitgleiche Wahrnehmung: Genau dieser oft so lebendig wirkenden Gemeindewirklichkeit kommen die Nachfolger abhandeln. Schon seit dreißig Jahren gelingt die Weitergabe des Glaubens an die nachfolgende Generation nicht mehr – es ist in einigen Diözesen schon ein Phänomen der

**»Junge Menschen werden
nicht mehr prägend in den christlichen
Glauben eingeführt.«**

zweiten Generation. Junge Menschen werden nicht mehr prägend in den christlichen Glauben eingeführt, es gelingt auch in keiner Weise die Integration in eine kirchlich geprägte Gemeinschaft – geschweige denn in eine liturgische Gemeinschaft.

Auch wenn sich KatechetInnen und Pastoralteams intensiv mit der Jahrgangskatechese für Kommunionkinder und Firmlinge beschäftigen, auch wenn die katechetischen Programme alles andere als oberflächlich sind – wenigstens in vielen Fällen –, ja wir sogar vieles besser machen als Generationen vor uns, so wächst doch nicht das, was wir wünschen – und was wir fast trotzig in den Sakramenten (manchmal mit Bauchschmerzen) feiern. Bestenfalls geschieht hier Erstverkündigung des Glaubens an Eltern, Kinder und Jugendliche. So sind auch Taufe, Erstkommunion und Firmung unter der Hand zu den weitaus missionarischsten Momenten gemeindlichen Lebens geworden – neben Eheschließungen, den Kasualien und vor allem den Beerdigungsfeiern. Auch wenn wir also in den Sakramenten die Eingliederung in die Gemeinschaft mit Christus in seiner Kirche feiern, geschieht dies zumindest im Blick auf die effektive und affektive Eingliederung in die Gemeinde vor Ort nicht mehr.

Diese Erkenntnis ist nicht wirklich neu. Doch lange ließ sich verdrängen, was doch offensichtlich ist: Eine jahrgangsorientierte Katechese verliert angesichts der radikalen Kontextveränderungen ihren ursprünglichen Sinn. Solange geburtenstarke Jahrgänge den Blick auf die Wirklichkeit vernebeln, ließ sich auch der alljährliche Frust verdrängen. Doch diese Vergeblichkeitserfahrung dringt jetzt an die Oberfläche. Etwas bissig könnte man formulieren: Betreiben wir nicht eine Pastoral, die dem klassischen Slapstick des »Dinner-for-one« erschreckend nahe kommt? Auch wenn sich gesellschaftliche Kontexte vollkommen gewandelt haben, wir tun immer noch das gleiche: »The same procedure as every year«! Und während im Sketch der Diener James immer wieder und jedes Jahr die Funktion aller Gäste, die schon lange tot sind, übernimmt und dabei tragisch und komisch zugleich betrunken durch den Speiseraum torkelt, wirkt manche Pastoral ebenso tragikomisch überfordert.

Die Indizien ließen sich beliebig vermehren. Die fast überschwänglich anmutende Rezeption der Sinusstudie und die mit viel Hoffnung und Ahnung erwartete Sinus-U27-Studie lassen deutlich erkennen, was man als Pfarrer jeden Sonntag schon wahrnehmen konnte: Während die Su-

**»was wir fast trotzig
in den Sakramenten feiern«**

che nach Sinnorientierungen durchaus ein Zeichen der Zeit ist, finden sich kaum Suchende in unseren Pfarrgemeinden ein. Doch der Titel »Spiritualität ja – Kirche nein« trifft nicht die Situation: Denn auch heute suchen Menschen nach einer Gemeinschaft, aber sie messen sie an ihrer Glaubwürdigkeit und Authentizität, ja an der Existenzbezogenheit und der Erfahrungsfülle dieses Ortes. Offensichtlich wird die

Pfarrgemeinde in dieser Suche nicht als ein solcher Ort gefunden.

Deutungsversuche

Diese Wahrnehmungen sind zu deuten. Die Deutung entscheidet nämlich auch darüber, mit welcher Grundhaltung und welcher Handlungsstrategie man sich wappnet. Das hier typische – konservativ wie progressiv – verbreitete Deutemuster eines Mangelszenarios soll nun nicht bemüht werden. Es führt nicht weiter und ist fragwürdig. Die Rede vom Mangel entwirft ein grundlegend rückwärts gerichtetes Bewahrungsszenario und setzt so eine geschichtlich gewachsene Sozialgestalt der Kirche mit dem Wesen der Kirche gleich. Was sich im restaurativen katholischen Milieu der Nachkriegszeit entwickelt hat, hat sich aber seit den 1960er-Jah-

»von einem ererbten Christsein zu einem Christsein aus Berufung und Wahl«

ren langsam und oft unbemerkt aufgelöst: Individualisierung, Pluralisierung und neue Wahlmöglichkeiten haben den Modus des Christwerdens und Christbleibens fundamental verändert.

Von einem ererbten Christsein kommt es immer mehr zu einem Christsein aus Berufung und Wahl. Damit aber löst sich ein Gesamtgefüge auf, ein geschlossenes kirchliches Betriebssystem stürzt ab. Dabei geht es hier gar nicht um die Frage, ob ein anderes System besser oder schlechter ist. Es geht auch bei einem neuen Gefüge nicht um eine Absatzbewegung von einem obsolet gewordenen Alten – es geht einfach darum, dass eine neue Weise des Christwerdens auch eine neue kirchliche Sozialgestalt hervorbringen wird.

Damit sei eine erste These formuliert: Bei den entdeckten Veränderungen handelt es sich um einen Paradigmenwechsel im Christwerden und Christbleiben, der zu einer anderen Sozialgestalt der Kirche führt – und nicht zu einer ungebrochenen Fortsetzung oder Weiterentwicklung der bisherigen Gemeindegestalt.

Danielle Hervieu-Leger hat im Blick auf die französische Situation vorgeschlagen, die Kategorie des »praktizierenden Katholiken« zu ersetzen durch die Kategorien des »Pilgers« und des »Konvertiten«¹. Die Beschreibung spricht fast für sich: Während der Pilger auf der Suche nach dem

»Paradigmenwechsel im Christwerden und Christbleiben«

Geheimnis seines Lebens ist und dabei immer wieder nach möglichen Fundstätten Ausschau hält, ist der Konvertit jemand, der Gott gefunden hat. Hervieu-Leger entdeckt den Pilgertypus im Umkreis der Weltjugendtage, aber auch in Taizé: Denn hier sind keineswegs geformte Christen aufzufinden, sondern eben eine sehr bunte Mischung junger Menschen, die sehr wohl auf der Suche nach dem Geheimnis und einer entsprechenden Mystagogie sind.

Für Kirchengemeinden sind solche Pilger enttäuschend: Sie gelten als unverbindlich, während sie subjektiv sehr intensiv auf der Suche sind. Sie können sich nicht binden, solange sie nicht gefunden haben. Ihre Verbindlichkeit liegt in der Suche, nicht im Verweilen. Schwierig sind aber auch die Konvertiten: Solche, die gefunden haben, wirken auf Mitglieder von Kirchengemeinden merkwürdig fromm, ja fast fundamentalistisch und elitär. Umgekehrt sind die Kirchengemeinden für solche Bekehrten merkwürdig unverbindlich. Man sieht, beide – Pilger wie Konvertiten – passen nicht in den gewachsenen Gestaltrahmen ererbter Kirchlichkeit.

Vorerfahrungen einer neuen Kirchengestalt

Der hier sich abzeichnende Übergang lässt sich sehr präzise an den Bemühungen um die Neueinführung des altchristlichen Katechumenats für die Taufvorbereitung Erwachsener ablesen. Inzwischen ist sehr deutlich, dass auch im deutschsprachigen Raum der Glaubensbildung Erwachsener eine deutliche Priorität einzuräumen ist – zu offensichtlich ist die Suche nach Spiritualität und Vertiefung des christlichen Glaubens, zu klar das fast vollständige Verdunsten christlichen Glaubenswissens.

Nun ist seit dem II. Vatikanum – ursprünglich mit Blick auf die Missionsländer – der altchristliche Katechumenat neu in den Blick genommen worden. Seit Ende der 1990er-Jahre wird nun versucht, diesen Weg auch in Deutschland zu begehen. Die Mühen und Widerstände sind beträchtlich. Die Gründe sind auf dem Hintergrund der deutenden Situationsanalyse leicht zu klären: Was im Katechumenat verborgen ist, ist nichts anderes als die praktische Gestaltung des angedeuteten Paradigmenwechsels.

Bislang war es im Rahmen selbstverständlicher und milieuhaft gestützter Christlichkeit die Ausnahme, wenn Erwachsene den Glauben nicht kannten. Diese Außenseiter mussten gewissermaßen in einer Art Nachhilfeunterricht in Form von Konvertitenkursen in die Normalgestalt und Normlebensform des Christseins hineingeführt werden. Dazu brauchte man den Ex-

»der altchristliche Katechumenat neu im Blick«

perten: den Pfarrer, oft aber auch einen regionalen Kurs, der von einem Ordensmann geleitet wurde. Bis heute ist diese Weise der Neueinführung charakteristisch: In Gesprächsaben-

den oder -kursen werden Menschen mit Grunddaten des christlichen Glaubens vertraut gemacht. Konstante ist dabei die Gemeinde, in die sie dann – katholisch geworden – entlassen werden.

Dass dies heute nicht mehr funktioniert, ist mehr als offensichtlich. Zumal der Katechumenat einen gänzlich anderen – mystagogisch und biographisch angelegten – Weg vorschlägt. Auch wenn der Pfarrer der erste Ansprechpartner für Glaubenssuchende bleibt, die Christ oder Christin werden wollen, ist doch der Weg des Christwerdens gänzlich anders: Zusammen mit anderen Zeugen und Zeuginnen geht der Katechumene einen Weg des Glaubens, der stark an der Schrift orientiert ist. Zugleich ist dieser Weg durch die Stufenfeiern des Glaubens immer auch liturgisch geprägt und an die gottesdienstfeiern der Gemeinde angebunden. Die existenziellen

»Suche nach ekklesialer Glaubensexistenz«

Schritte des Glaubenswachstums werden hier gegangen und gefeiert. Es geht nicht nur und nicht zuerst um den Erwerb von Glaubenswissen, sondern dieses wird eingebunden in eine Suche nach einer ekklesialen Glaubensexistenz. Das Hineingeführt-Werden in die Heilige Schrift, das Sich-Hineinleben in die christliche Liebe, die Erfahrung der machtvollen liturgischen Zeichen beschreiben Elemente eines Initiationsweges, der schon auf dem Weg in eine kirchliche Existenz einführt.

Es gehört zu den erschütternden Erfahrungen nicht nur der französischen Kirche: So geformte Christen und Christinnen verlieren sich viel zu oft in ein volkskirchliches Nirvana, entlässt man sie in das geprägte Kirchengemeinden. Hier wird deutlich, dass eine bestimmte Weise des Christwerdens auch eine andere Wei-

se des Christbleibens und damit einer Lebensform des Kircheseins fordert.

So wird deutlich, dass die faktischen Widerstände und Zögerlichkeiten in Bezug auf den Katechumenat in der Tat damit zusammenhängen, dass hier eine andere existenzielle Kirchengestalt angezielt wird, die nicht unbedingt in das Gestaltsetting bisheriger Kirche passt. Die darin liegende Herausforderung ist für die auf Bestandswahrung ausgerichtete Volkskirche ererbter Christlichkeit kaum annehmbar.

Man wird also nicht davon sprechen können, dass junge Menschen wie suchende Erwachsene und Katechumenen zwar nach den Quellen der christlichen Spiritualität suchen, sich kirchlich aber verweigern würden. Eher ist es so, dass sich häufig die Hoffnung nicht erfüllt, dass eine dem Modus des Christwerdens angemessene Gestalt und Lebensform der Kirche gefunden werden kann. Offensichtlich braucht es eine neue Pluralität von Lebensorten des Christseins und Christbleibens.

Nun sind es gerade die größeren pastoralen Räume, die die Möglichkeit eröffnen, einen notwendigen ekklesiologischen Paradigmenwechsel einzuleiten. Wenn nämlich die Zusammenführung mehrerer Pfarrgemeinden zu einer Pfarrgemeinde dazu führt, dass nun in einer Pfarrei mehrere ehemals selbständige Gemeinden mit

»neue Pluralität von Lebensorten«

ihrer jeweiligen Geschichte und ihren Lokaltitionen koexistieren, so bedeutet das aus einer gemeindeentwicklerischen Sicht zum einen, dass man nun mit einer größeren Pluralität gemeindlichen Lebens rechnen darf (was freilich auch die einzelne Gemeinde relativiert und in Beziehung setzt zu den anderen). Zum anderen ist nicht zu sehen, warum nicht auch weitere Orte des Kircheseins und Kirchewerdens zu ent-

decken und zu entwickeln sind. Konkret ist beispielsweise nicht mehr die Jugendgruppe, sondern die Schule der Ort, an dem junge Menschen ihr Kirchesein entdecken können. Eltern und Kinder erleben im Kindergarten einen Ort, an dem Kirche erfahrbar wird. Konsequenterweise findet hier so etwas wie eine Dezentralisierung der Kirchenerfahrung statt. Es entstehen Lebensorte des Kircheseins dort, wo Menschen leben, in Beziehung stehen – und auch ihren Glauben teilen.

Kleine Christliche Gemeinschaften

Wenn unsere deutsche Kirche weltkirchliche Aufbrüche stärker wahrnehme, dann könnte sie entdecken, in welcher geradezu überraschend konsonanter Weise sich die Kirche in verschiedenen Kontinenten entwickelt. Während sich in den USA seit einigen Jahrzehnten auf dem Hintergrund verschiedener Gemeindeerneuerungsprogramme in unterschiedlichsten Weisen »small christian communities« als ekklesial-spirituelle Selbsthilfegruppen entwickelt haben, wächst in Lateinamerika, Afrika und Asien immer mehr die Erkenntnis, dass angesichts der Urbanisierung und der damit gegebenen Verdichtung und Vergrößerung der Pfarreien einerseits, des Erfolges der hauskirchlich geprägten Sekten andererseits die Weiterentwicklung der Basisgemeinden als einer Basisebene des Kircheseins dringend nötig ist. Während die politischen Kämpfe um Basisgemeinde wie Nachhutgefechte der 68er-Generation anmuten, ist die Frage nach einer spirituell-diakonischen Prägung lokaler Basisgemeinden die große Herausforderung lateinamerikanischer Kirchengestalt, gerade auch im Blick auf die Herausforderungen der Evangelisierung.²

Zuerst in Ostafrika, später – unter der maßgeblichen Begleitung der deutschen Bischöfe Oswald Hirmer und Fritz Lobinger – in Südafrika und im ganzen südostasiatischen Raum ent-

»spirituell-diakonische Prägung lokaler Basisgemeinden«

entwickelte sich ein Pastoralansatz, der sich eine kirchliche Gestalt in Form eines Netzwerkes von Kleinen Christlichen Gemeinschaften gibt: eine Kirche in der Nachbarschaft, die als ein Netzwerk vieler und vielgestaltiger kirchlicher Orte eingebunden ist in die Pfarrei als Grundgestalt lokaler Kirche.³

Dabei ist diese Kirche in der Nachbarschaft immer schon umfassender zu denken als nur eine spirituelle Selbsthilfestruktur. Es geht auch um mehr als um »kommunikative Glaubensmilieus« (M. Kehl), die sie zweifellos auch sind. Kleine Christliche Gemeinschaften, wie sie seit einigen Jahren auch – inspiriert durch Missio – in einigen Diözesen in Deutschland gefördert werden, zeichnen sich vielmehr dadurch aus,

»Spiritualität des Wortes Gottes«

dass sich in ihnen eine Erfahrung des Kircheseins vor Ort eine Gestalt gibt. Es sind entsprechend vier Merkmale, die diesen Pastoralansatz zur »the most local incarnation of the one, holy, catholic and apostolic church« machen, wie sich die ostafrikanischen Bischöfe ausgedrückt haben:

- Eine Kleine Christliche Gemeinschaft lebt aus dem Wort Gottes: Der Weg des Bibelteilens eröffnet den Weg zu einer Spiritualität des Wortes Gottes, bei der jeder und jede im Hören auf Sein Wort in eine Begegnung mit Christus kommen kann, in der durch das Hören auf das Wort Kirche wächst und zugleich diese Gemeinschaft sich in ihrer Sendung erfährt.

- Eine Kleine Christliche Gemeinschaft ist offen für alle Menschen in der konkreten jeweiligen Nachbarschaft oder im Lebensumfeld. Alle Menschen im jeweiligen Beziehungsumfeld sind eingeladen, sich von Christus zur Kirche sammeln zu lassen. Dabei werden solche Gemeinschaften auch immer ökumenisch sein.

- Eine Kleine Christliche Gemeinschaft lebt mit einer konkreten Sendung in das Umfeld hinein. Durch den sechsten Schritt des Bibelteilens wird die Gemeinschaft herausgefordert, sich die Frage zu stellen, wozu Gott sie an ihrem Ort sendet. Das Mitvollziehen der Sendung Jesu im konkreten Umfeld gehört wesentlich dazu. Dabei geht es nicht um Aktionen, sondern um die

»Mitvollziehen der Sendung Jesu im konkreten Umfeld«

konkrete Suche nach dem Willen Gottes, der sich im Leben mit den Menschen zeigt. Die gemeinschaftliche Unterscheidung der Geister und die Suche nach der klaren Erkenntnis der konkreten Sendung ist ein Wesenszug Kleiner Christlicher Gemeinschaften.

- Eine Kleine Christliche Gemeinschaft ist eingebunden in die Pfarrei. Die Teilhabe an der eucharistischen Gemeinschaft der Kirche, aber auch die Notwendigkeit der Einbindung in das Leben der verschiedenen Aktivitäten und der Dienste in der Pfarrei und schließlich die Notwendigkeit der Fortbildungen von Seiten kompetenter Theologen und Theologinnen – all das sorgt dafür, dass hier ein Netzwerk verschiedener kirchlicher Orte wächst, das in der Feier der Eucharistie seine Mitte findet, gleichzeitig aber auch deutlich macht, dass Kleine Christliche Gemeinschaften nach dem Prinzip der Subsidiarität viele Dienste und Aufgaben des Kircheseins vor Ort leben können (Beerdigungsdienste, Initiation etc).

Die ersten Erfahrungen im deutschsprachigen Raum stimmen zuversichtlich. Gleichzeitig wird gerade an den Schwierigkeiten der Umsetzung deutlich, dass es sich zum einen wirklich um eine »andere Art des Kircheseins« handelt. Zum anderen versteht es sich von selbst, dass weltkirchliche Erfahrungen nicht einfach »umgesetzt« werden können in ziemlich anderen kulturellen Kontexten. Die Mühen einer Inkulturation sind in vollem Gange.

Eine theologische Perspektive

Will man den beschriebenen Veränderungen und dem sich abzeichnenden theologischen Paradigmenwechsel theologisch auf die Spur kommen, dann kann hier in der gebotenen Kürze darauf verwiesen werden, dass sich möglicherweise in all diesen Zeichen der Zeit ein Perspektivenwechsel abzeichnet, den das II. Vatikanum eingeleitet hat. Hermann Josef Pottmeyer hat in verschiedenen Beiträgen darauf verwiesen, dass dieser Perspektivenwechsel ein noch nicht ausgelotetes prophetisches Erbe konziliarer Ek-

klesiologie ist⁴: Während einerseits die Ekklesiologie des Konzils sich aus der liturgischen, ökumenischen und biblischen Bewegung nährte und in dieser Zeit auch der charismatische Aufbruch der Kirchlichen Bewegungen seinen Anfang nahm, konnten andererseits wesentliche Grundgedanken des Konzils wie die *participatio actio-*sa, die Existenzform der kirchlichen Communioeklesiologie und auch die Perspektive einer neuen Offenbarungstheologie nur wenig Eingang finden in die örtliche kirchliche Praxis und Struktur. Doch in den letzten Jahren wird immer deutlicher, dass es einer »Spiritualität in Gemeinschaft« (Johannes Paul II. in *Novo Millennio Ineunte* 43) bedarf, um Kirche auch von innen zu leben und zu erfahren.

Christian Hennecke, Dr. theol, ist seit 2006 Regens im Priesterseminar und zugleich Leiter des Fachbereichs Missionarische Seelsorge in der Hauptabteilung Pastoral im Bistum Hildesheim. Er setzt sich mit Fragen der Gemeindeentwicklung auseinander. Ein Schwerpunkt seiner Arbeit ist die Weiterentwicklung des weltkirchlichen Ansatzes der Kleinen Christlichen Gemeinschaften.

¹ Vgl. Danielle Hervieu-Leger, *Pilger und Konvertiten*, Würzburg 2005.

² Dabei sind die Kleinen Christlichen Gemeinschaften zu unterscheiden von den neuen Kirchlichen Bewegungen, die allerdings in ähnlicher

Weise als Netzwerk strukturiert sind.

³ Vgl. hierzu die Arbeit von K. Vellguth, *Eine neue Art, Kirche zu sein*, Freiburg 2005 und zuletzt O. Fuchs/F. Weber, *Gemeindetheo-*

logie interkulturell, Ostfildern 2007.

⁴ Vgl. H. J. Pottmeyer, *Neue Sammlung und Sendung – die Chance eines Endes, Tag der Priester und Diakone im Bistum Essen*, 2007.